Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 35 (1960)

Heft: 1

Artikel: Vom Wohnen und Leben in der Gemeinschaft

Autor: J.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-103174

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Wohnen und Leben in der Gemeinschaft

Wir zähmen Löwen und Tiger, aber unsere wilden Leidenschaften lassen wir wie Bestien auf unsere nächsten Hausgenossen los. Plutarch

Der Mensch ist primär ein soziales Wesen. Seine spezifisch menschlichen Merkmale bedürfen alle zu ihrer normalen Entfaltung der sozialen menschlichen Umwelt. In diesen Sätzen gelangt eine feststehende Erkenntnis der Soziologie zum Ausdruck. Soweit zurück wir von der Existenz des Menschen wissen, immer ist festzustellen, daß er in Familiengemeinschaften, in Sippen, in Stämmen, in Völkern lebte, und so ist es geblieben bis in unsere Tage.

Wenn wir nun das Verhalten des Menschen, sein Verhältnis zur nähern und weitern Umwelt untersuchen, dann stoßen wir — und zwar zu allen Zeiten — auf eine Beobachtung, die uns nachdenklich stimmen muß. Wir sehen nämlich, daß sich der Mensch je und je in seiner Gemeinschaft durchaus nicht immer sozial vorbildlich verhält. Er hat sich stets an seinesgleichen gerieben. Dabei war dem Urmenschen die Keule schnell zur Hand; von Kain wissen wir, daß er seinen Bruder erschlug, und Sippen, Stämme und Völker gingen aufeinander los in grauer Vorzeit wie heute noch.

Gewiß könnte uns dieses Bild hoffnungslos machen. Wenn man nicht wüßte, daß trotz alledem immer wieder die Idee *menschlicher Verträglichkeit* sich Geltung zu verschaffen wußte. Und daß es immer auch Menschen gab und weiter gibt, die sich die wahre Vermenschlichung des Menschen als Ziel nahmen. Und es ist nicht anders möglich, als daß, was groß werden soll, im kleinen beginnen muß.

Der Mensch soll sich in seiner engern, unmittelbaren Umwelt erst einmal friedlich-verträglich einrichten.

Daß dazu noch ein weiter Weg ist, das sei nachstehend etwas ins Licht gerückt.

Wir wollen also fürs erste einmal unsere eigene Wohn- und Nachbarsphäre in Augenschein nehmen. Wem als Funktionär größerer Wohngemeinschaften Gelegenheit geboten ist, während Jahren Einsicht zu nehmen in die Verhältnisse, der weiß etwas zu erzählen. Er gelangt im Verlaufe der Zeit zu Erfahrungen über eine Form von «Nachbarinnenkrankheit», die oft erschütternd wirkt. Es sind die nämlichen Erfahrungen, wie sie eine Ärztin — Frau Dr. Brupbacher — in einem Kapitel ihres Buches («Meine Patientinnen») schildert, und woraus wir ein paar Abschnitte zitieren.

«Diese Krankheit ist in keinem medizinischen Lehrbuch, in keiner Zeitschrift, in keinem Lexikon und in keinem Wörterbuch zu finden. Nirgends erwähnt, existiert sie aber doch, und zwar in zwei ausgesprochenen Formen: in einer aktiven, aggressiven, und in einer passiven, einer Verteidigungsform. Es sind besonders die Träger der zweiten Form, die Empfindlicheren, die Feingearteteren, die Insichgekehrten, die unter dieser Krankheit am meisten und am schwersten leiden. Die anderen, die Robusten, die, rauh und unempfindlich, ihrer aufgespeicherten Angriffslust freien Lauf lassen und ihre Bosheit, mittelbar oder unmittelbar, an Gerechten und Ungerechten abreagieren, werden von dieser Krankheit weniger angefallen, ja manchmal gedeihen sie sogar prächtig dabei!

Die Ursachen dieser Krankheit sind sozialer Natur.

Aber es ist nicht die Enge des räumlichen Zusammenlebens allein, nicht der unausweichliche und nicht immer friedlich verlaufende Kontakt im Hausflur, im Keller, auf dem Estrich, in der Waschküche, die diese Krankheit auslösen. Es kommt noch eine ganze Reihe anderer, ebenfalls sozial bedingter Motive hinzu, die in den Lebensformen der Frauen, die von dieser Krankheit befallen werden, begründet sind.

Sie kennen keine Ausspannung, keine irgendwie geartete Lockerung des ewig lastenden Druckes.

Sie sind erbost und erbittert über das Schicksal. Die Welt liegt so nahe und doch so weit draußen; die große und weite Welt mit ihrem vielfältigen Inhalt, und man hat keinen Zutritt zu ihr; man erstickt in den Kleinlichkeiten der täglichen Verrichtungen, die sich eintönig wiederholen und die nie abnehmen. Die angehäufte Unzufriedenheit und der halb unbewußte, nie sich verwirklichende Traum von einem schönen, innerlich reichen Leben und dabei die steten Sorgen, die sich immer im gleichen Kreise drehen: Kinder, Mann, Haushalt — das macht die Frau seelisch arm, eng, neidisch, mißgünstig, kleinlich.

Gewiß, auch der Mann hat es unter den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht leicht; materielle Unsicherheit, Gehetztwerden, schwere Arbeit, karger Lohn, Sorge um die Familie, um die Zukunft plagen auch ihn. Aber er steht durch seine Arbeit und durch den Kontakt mit gleichgesinnten Kameraden und dem Arbeitgeber in der Welt drin, er kann die Empörung über seine Existenz an seinem Meister abreagieren, kann aktiv dagegen kämpfen, und seine Empörung hat schließlich einen sozialen Sinn und Wert.

Die Frau aber wird durch die Enge ihres Daseins für die außerhalb ihres Kreises liegenden Interessen abgestumpft.

Anstatt ihre Unzufriedenheit sozial zu verwerten oder in einer das Gemüt befriedigenden *Tätigkeit außerhalb ihrer vier Wände* zu suchen, lenkt sie ihre Aufmerksamkeit stur auf das unmittelbar Nächstliegende: die Nachbarsfrau, die Nachbarskinder, die Nachbarskatze. Oft genügt eine für den Außenstehenden unfaßbare Kleinigkeit: ein mit billigen Spitzen besetztes, zum Trocknen aufgehängtes Hemd, eine Doublé-Brosche am Revers des Kostüms, der Geruch eines billigen Parfüms oder ein sonstwie geartetes Anderssein in der äußern Erscheinung oder in der Führung des genau ausgeforschten Haushalts; manchmal auch nur die falsche Auslegung eines Wortes, einer Geste,

und schon ist der Neid geweckt und die Atmosphäre mit Explosivstoff geladen.

Die Krankheit beginnt, wie die meisten Krankheiten, mit kaum merkbaren Symptomen: kurzen, bösen Blicken, nachlässig gemurmelter Begrüßung, scheinbar unbeabsichtigten spitzen Bemerkungen, demonstrativem Ausweichen bei der Begegnung und so fort. Allmählich nehmen diese Symptome immer drohenderen Charakter an, und, gleichviel ob das Opfer die Lage märtyrerhaft erträgt oder energisch zu den gleichen Mitteln der Abwehr greift, die Krankheit nimmt ihren klassischen Verlauf.

Alles und alle werden in den Kampf hineingezogen, alle Streitkräfte werden mobilisiert,

die Ehemänner, die einander die bösesten Worte, mitunter

auch noch «Sachlicheres» an den Kopf werfen, die Kinder, die bei jeder Begegnung mit dem ausersehenen Opfer pfeifen, flüstern, lachen, singen, sogar die Hunde, die darauf abgerichtet werden. Ein beabsichtigtes oder auch unbeabsichtigtes Zusammentreffen im Treppenhaus, in der Waschküche, im Trockenraum, ja selbst auf der Straße oder in den benachbarten Läden kann zu einer Katastrophe werden, deren Folgen sich in den Polizeiakten lang und breit beschrieben finden.

Und die Behandlung? Pillen zur Nervenberuhigung, Tabletten zur Nervenstärkung? Nichts von alledem, sondern

schleunigste und radikale Änderung des Milieus: anderes Zimmer, andere Wohnung, anderes Quartier . . .»

So lebensnahe und folgerichtig vorstehend die Zustände geschildert werden, Zustände, die sich hundert- und tausendfach immer wiederholen, so ist doch anderseits zu sagen, daß nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der «Fälle» ins Ordinationszimmer des Arztes beziehungsweise der Ärztin oder vor den Polizeirichter führt. Größtenteils haben sich andere Instanzen mit den in jedem Falle leidigen Angelegenheiten zu befassen. Es sind dies die Hausmeister, und wo es sich um Wohngemeinschaften handelt, die Mitglieder der Mieterkommissionen oder der Vorstände.

Allen diesen Zuständigen ist eine nicht kleine Verantwortung aufgebürdet.

Denn sie dürfen nicht einfach brüsk mit Kurzschlußentscheiden eingreifen, sondern haben in jedem Falle die Umstände genau zu untersuchen. Und das ist durchaus nicht immer leicht. Zu oft stehen sich Aussagen gegen Aussagen gegenüber, widersprechen sich beigezogene Zeugen, oder letztere wollen nicht herausrücken mit ihren Beobachtungen, da sie sich aus den Streitereien heraushalten und es mit niemandem verderben wollen.

Nach wie vor gilt immer noch als bestes Rezept, sich den eigenen Frieden und den Frieden im Haus und in der Nachbarschaft zu wahren,

indem man sich nicht um die Privatangelegenheiten seiner Mitmenschen kümmert

(mit Ausnahme natürlich jener Sonderfälle, wo unser Solidaritäts- und ehrlicher Helferwille angesprochen wird). Sie sollen nach ihrer eigenen Fasson selig werden. Durch eine großzügig wirkende Verträglichkeit tut man sich keinen Abbruch; man schafft gewissermaßen einen «Sicherheitsgürtel» um sich und demonstriert einem weniger Gutwilligen die Aussichtslosigkeit streitursächlicher Sticheleien. *J. W.*

Orient-Teppiche

vom Vertrauenshaus Forster BELLEVUE PLATZ

Teppiche, Bodenbeläge, Vorhänge + Möbelstoffe

Forster & Co., Aktiengesellschaft, Zürich

10

Salubra-Tapeten bieten mehr !

Mehr als irgendein Farbanstrich nämlich Oelfarbe
mehr als nur angestrichen nämlich gepresst
auf besonders zähes Papier.

Deshalb die gute Isolation
nachweisbar wärmere Wand
keine Verputz-Haarrisse mehr

Deshalb das leichte Ausbessern von Schlägen und Löchern

Nur Salubra

bietet 5 Jahre Garantie für wirklich lichtecht, waschbar, desinfizierbar.

und immer wieder bringt die Praxis Beweise für 3—4 mal längere Bewährung.

Holz Kohlen Heizöl

Konsumverein Zürich Tel. 52 43 55